



PLURALE MISSION UND MISSIONARISCHER PLURAL IM POSTSOZIALISTISCHEN KONTEXT

AM BEISPIEL EINER NACH-VOLSKIRCHLICHEN OSTDEUTSCHEN REGION

EINLEITUNG

Sehr verehrte Bischöfinnen und Bischöfe, liebe Schwestern und Brüder,
mit zwei nicht ganz untypischen Dialogen möchte ich meinen Beitrag eröffnen.

- Der erste: Es war am Rande einer Schulkonferenz-Sitzung in Greifswald. Ein konfessionsloser Elternvertreter interessierte sich für den Greifswalder Dom. Er kannte die Kirche von mehreren Besuchen und stellte mir dann die ausgesprochen auskunftsstarke Frage: „Finden hier gelegentlich auch noch Gottesdienste statt?“ Auskunftsstark war diese Frage, weil sie zum einen der Vermutung Ausdruck gab, religiöses Leben in dieser Stadt sei schon vor längerer Zeit untergegangen. Zum anderen ist die Frage aber auch ein Signal dafür, dass das religiöse Leben der Gemeinde zwar nicht untergegangen ist, aber doch eher in der Nische der Kirchentreuen stattfindet und nicht wirklich öffentlichkeitswirksam wird. Ist es noch ein „publice docere“, wenn das Publikum vom Lehren nicht mehr weiß?
- Der zweite: In einer diakonischen Einrichtung macht ein junger Konfessionsloser ein Praktikum. In einer Dienstberatung wird eine schwierige Situation in der Einrichtung beraten. Da meldet sich der Praktikant und empfiehlt der Leiterin: „Könnten Sie da nicht noch einmal das Märchen von den erweiterten Scheunen erzählen?“. Er meinte: das Gleichnis vom reichen Kornbauern. Wieder bleibt bei mir ein ambivalenter Eindruck: Einerseits steht das Gleichnis für diesen jungen Mann auf einer Ebene mit Hänsel und Gretel, andererseits hat er es als spannende Geschichte mit unverbrauch-

ter Neugier aufgenommen und kann es jetzt als offenbar kraftvolle Intervention anbieten.¹

Wenn Kirche und Konfessionslose einander begegnen, findet plurale Mission in Ostdeutschland nicht selten an solchen Nullpunktsituationen statt. Der Traditionsvorrat ist aufgebraucht. Das Wissen ist nicht einmal rudimentär. Gelingt aber der Kontakt, wächst Vertrauen und die Unverbrauchtheit der Begegnung bringt das Evangelium neu zum Klingen.

Diese Ambivalenz stelle ich an den Anfang, um Ihnen einen ersten Einblick in unseren missionarischen Kontext zu geben, zugleich aber um mich und uns davor zu bewahren, Mission in Ostdeutschland als allzu leicht oder als allzu schwer zu betrachten. Das bedeutet: bedeutet: Vorsicht vor den alten und einfachen Rezepten, sie könnten dieser Lage nicht gewachsen sein. Aber auch: Vorsicht vor selbst verordneter Depression und Hoffnungslosigkeit. Sie könnten übersehen, was Gott in dieser Lage schon wieder an Überraschungen bereit hält.

Meine These ist damit fast schon formuliert:

Im ostdeutschen Kontext stellt sich die missionarische Herausforderung der Kirche neu. Ich bin davon überzeugt, dass wir in diesem Kontext unserer Berufung als lutherische Kirche nur treu sein können, wenn wir zugleich nüchtern und hoffnungsvoll, missionarisch inspiriert und pluralitätskompetent leben und wirken.

Diese These möchte ich in drei Anläufen entfalten:

1. Missionale Kirche: Rehabilitation eines „Un-Wortes“
2. Mission impossible? Zur Lage in Ostdeutschland
3. Mission in Pommern: Grundzüge pluraler Mission

1. MISSIONALE KIRCHE: REHABILITATION EINES „UN-WORTES“

1.1 EIN „KRANKES WORT“

Dass Mission höchst komplizierte Reaktionen auslöst, muss ich Ihnen nicht lange erläutern: bei den einen Begeisterung, bei den anderen Skepsis und Ablehnung. Was den einen der Grundauftrag jedes Christen und der ganzen Kirche ist, klingt für die anderen nach Überwältigung.

¹ Diese Begebenheit erzählte Pfarrerin Christine Rösch auf der Tagung des Diakonischen Werks.



tigung, Besserwisserei und Intoleranz. Dies ist schon in der Kirche selbst der Fall, mehr noch aber außerhalb der Kirchenmauern. Mission ist dort ein „verbranntes“ Wort.

Die junge ostdeutsche Autorin Juli Zeh etwa lässt in ihrem Roman „Schilf“ eine Nonne im Zugabteil auftreten, die der Romanheldin Maike begegnet: „Die Nonne belästigt jeden Passagier, der vorbeikommt, mit einem Gesprächsversuch, als wollte sie dem armen Herrn Jesus beweisen, dass die Menschen noch lange nicht von ihm in Ruhe gelassen werden wollen. Liebe deinen Nächstbesten. Maike schaudert.“² Ist das Mission: zum Schaudern, anknüpfunglos reden, den Nächstbesten belästigen, das Desinteresse der Menschen missachten? Offenbar ist es mindestens so, dass wir das Recht, über das Innerste des Glaubens zu sprechen, von unseren Mitmenschen nicht mehr automatisch verliehen bekommen.

1.2 KIRCHLICHE REHABILITATION DER MISSION

In der kirchlichen Innenperspektive hat sich dagegen viel getan. Wir haben neu entdeckt, dass Mission zum Wesen der Kirche gehört. In der Evangelischen Kirche in Deutschland verbindet sich das z.B. mit der Kundgebung der EKD-Synode in Leipzig 1999: „Von dieser Tagung der Synode geht das Signal aus: Die evangelische Kirche setzt das Glaubenssthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle.“³ Dabei versteht die Synode Mission als Mission Gottes, in die die Kirche hineingenommen wird, die aber nicht um ihretwillen geschieht. Sie hält fest: „Wir haben den Auftrag, Menschen die Augen zu öffnen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft. Wir wollen sie dafür gewinnen, dass sie sich in Freiheit an Jesus Christus binden und sich zur Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden halten.“⁴

Seither steht Mission auf der Tagesordnung der Kirche in Deutschland. Unser Greifswalder Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung steht in diesem Kontext. Erstmals gibt es eine wissenschaftliche Einrichtung, die sich in Forschung und Lehre auf Fragen der Mission in unserem Kontext konzentrieren kann, finanziert durch Stiftungen und Kirchen, dabei besonders gefördert und getragen von der Pommerschen Kirche und ihrem Bischof.⁵

Auch der Reformprozess, den die Evangelische Kirche in Deutschland mit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ seit 2006 in Gang setzen will, ist undenkbar ohne das Ja zur Mission. Mission ist – darin besteht ja ein ökumenischer Konsens – nicht das, was wir tun, indem wir Missionare hinaus zu anderen schicken. Mission ist das, was wir selbst brauchen. Darum heißt es im Impulspapier: „Zu den ermutigenden Signalen gehört auch, dass in allen kirchli-

² Juli Zeh: Schilf. Frankfurt/M. 2007, 194.

³ Kirchenamt der EKD (Hg.): Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend. Frankfurt/M. 2001, 41.

⁴ A.a.O., 38.

⁵ Vgl. Michael Herbst, Johannes Zimmermann und Jörg Ohlemacher (Hg.): Missionarische Perspektiven für eine Kirche der Zukunft. Neukirchen-Vluyn 2005 (BEG 1).

chen Gruppierungen eine missionarische Neuausrichtung der Kirche bejaht wird. Von ‚Mission‘ ist nicht nur im Blick auf Partnerschaften mit Kirchen in anderen Kontinenten die Rede; eine missionarische Ausrichtung wird auch nicht mehr ausschließlich mit evangelistischen Verkündigungsformen gleichgesetzt. Vielmehr wird Mission als glaubenweckendes Ansprechen der Menschen in der eigenen Gesellschaft als Aufgabe der ganzen Kirche anerkannt, die in allen kirchlichen Handlungsfeldern zur Geltung kommen muss.⁶ In der Umsetzung des Reformprozesses ist der missionarische Aufbruch einer von drei Schwerpunkten.⁷ Dies schlägt sich auch in der Gründung eines „Zentrums für Mission in der Region“ nieder, das ab 2009 in Dortmund, Stuttgart und Greifswald platziert sein wird.

Im lutherischen Kontext ist hier auch auf die Erklärung von Lund des Lutherischen Weltbundes hinzuweisen: Das bischöfliche Amt wird hier gedeutet im Rahmen der Apostolizität der Kirche.⁸ In Abschnitt 28 wird der Zusammenhang von Bischofsamt und Apostolizität missionstheologisch gedeutet. Nachdem an die Sendung der Osterzeuginnen am leeren Grab (Mt 28,10) und der Jünger auf dem Berg (Mt 28,16-20) erinnert wurde, heißt es: „Die Sendung, zu der die Apostel berufen wurden, bleibt die Sendung der ganzen Kirche durch die Zeiten. Soweit also die Kirche von dieser Sendung geprägt ist, wird sie zu Recht apostolisch genannt.“⁹

In der englischsprachigen Welt bürgert es sich übrigens ein, eher von einer „missional church“ als von einer „missionary church“ zu sprechen, um sich von einem überkommenen Missionsverständnis zu unterscheiden. Mission ist dabei der ganzheitliche Dienst der Gemeinde, die als „Hermeneutin des Evangeliums“ verstanden wird und mit Wort und Tat Gottes Liebe bezeugt, in ihrem Kontext diese Liebe verleibt und Menschen zum Glauben einlädt.¹⁰

Nun kann ich hier keine vollständige Missionstheologie entfalten, will aber noch eine Aussage zum Wesen der Mission machen:

1.3 EINE AUSSAGE ZUM WESEN DER MISSION: GRENZÜBERSCHREITUNG

Wie kann Mission dem Ur-Missionar, also Jesus selbst, entsprechen und nicht widersprechen? Wie sieht also die Mission des Jesus aus Nazareth aus, der ja feststellt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch“ (Joh 20,21)? Meine These: Die Mission des Jesus von Nazareth war stetige Grenzüberschreitung um der Liebe Gottes willen.

⁶ Kirchenamt der EKD (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD. Hannover 2006, 18.

⁷ Neben „Gottesdienst und Predigt“ und „Führung in der Kirche“.

⁸ Lutherischer Weltbund: Das bischöfliche Amt im Rahmen der Apostolizität der Kirche. Die Erklärung von Lund. Lund 2007.

⁹ A.a.O., 6 = Nr. 28.

¹⁰ Vgl. z.B. Darrell L. Guder: *Missional Church: A Vision for the Sending of the Church in North America. The People of God Sent on a Mission. Gospel & Our Culture.* Grand Rapids 1998; Lesslie Newbiggin, *The Gospel in a Pluralist Society*, Grand Rapids/Genf 1989, 222ff.

Dazu muss ich etwas ausholen: In neutestamentlicher Zeit gab es einen klaren Code, wer mit wem verkehren durfte, mehr noch: wer mit wem nichts zu tun haben durfte. Die frommen Menschen waren sich sicher, dass sie Gott eine Freude machen, wenn sie sich fern halten, trennen und auf das Strengste unterscheiden: von Pächtern römischer Zollstationen und Frauen aus dem horizontalen Gewerbe, von Leprakranken und von Samaritanern, von Frauen und Kindern und ganz sicher von Heiden aller Art. Heiligkeit bedeutet in ihren Augen Trennung: profan von sakral, heilig von unheilig, fromm von weltlich, draußen von drinnen. Religion hat in dieser Hinsicht nach Niklas Luhmann eine exkludierende Wirkung.¹¹

Was aber tut nun Jesus von Nazareth? Er ist offenbar ein Grenzüberschreiter aus Überzeugung. Ihm geht es um Inklusion statt Exklusion¹², und gerade die, die draußen sind, holt er rein. Darum überschreitet er eine Grenze nach der anderen. Schlimmer noch, er behauptet, dass im Himmel Feste gefeiert werden, wenn die Mauern fallen, und wenn Menschen, mit denen Gott nichts zu tun hat und die mit Gott nichts zu schaffen hatten, heimkehren zum Vater (Lk 15,7). Und dass Gott keineswegs geehrt wird, wenn wir Mauern hochziehen und Menschen den Zugang zum Vaterhaus verwehren. Heilig zu sein bedeutet fortan, Grenzen zu überschreiten, sich mit anderen zu verbinden und gerade die willkommen zu heißen, die bisher „draußen vor der Tür“ waren. In den Augen des Jesus von Nazareth ist es die größte Sünde, nicht mit denen verbunden zu sein, die der Vater liebt, über deren Elend er sich erbarmt, und denen er Zugang zu sich selbst eröffnen will. Jesus strahlt mit seinem ganzen Wesen und Werk die Botschaft aus: Bei mir ist viel Platz, kommt her, „in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ (Joh 14,1).

Die Weggefährten, die Jesus zu sich gerufen hatten, sahen es an ihrem Meister. Sie erlebten es in ihrem eigenen Kreis. Sie staunten: Der Mensch, der in ihren Augen der heiligste Mensch auf Erden war, war zugleich derjenige, der am wenigsten exklusiv, dafür am entschiedensten inklusiv war. Und so wurde die Mission des Jesus von Nazareth auch ihre Mission und Grenzüberschreitung ihre Passion. Jesus sandte sie zu allen, in alle Welt, zu allen Völkern. Er machte keine Unterschiede mehr; Jünger zu werden soll das Vorrecht aller Menschen sein.

Man kann das z.B. am Apostel Paulus ablesen. Mission beginnt so bis heute: von Jesus berührt, fasziniert und angesteckt. So ist Paulus: Er ist von der Vision Jesu infiziert, und darum ist er zu einer radikalen Selbstverleugnung bereit. Er ist bereit, das Eigene ganz hinten anzustellen, wenn es darum geht, Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen. Er will nicht länger fragen: Was ist *mir* lieb und heilig, was ist *meine* Tradition, in der ich die Gemeinschaft des Glaubens pflege, was ist *mein* Stil der Anbetung Gottes? Er will alles tun, was Menschen in Verbindung bringt mit dem Evangelium, und er will alles lassen, was sie

¹¹ Vgl. Niklas Luhmann: *Inklusion und Exklusion*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd.6, Opladen 1995, 237-264, hier: 262.

¹² Vgl. Miroslav Volf: *Exclusion and Embrace. A Theological Exploration of Identity, Otherness and Reconciliation*. Nashville 1996.



vom Evangelium fern halten könnte, solange es nur wirklich die Christusbotschaft ist. Allen will er alles werden, um einige zu retten (1 Kor 9,19-23).

Am Evangelium teilhaben kann ich demnach nur, wenn ich seine dynamische Bewegung hin zu Menschen mitvollziehe, die noch nichts von Jesus gehört haben und ihr Leben noch ohne Verbindung zu ihm fristen. Verweigere ich mich diesem Bemühen des Evangeliums um Inklusion, so exkludiere ich mich selbst von ihm. Die Gemeinde sei eine Aufbruchsgemeinschaft, die Grenzen überschreitet und Inklusion ermöglicht.

Gott hat also eine Mission, die er bis heute nicht gekündigt hat. Er ist entschlossen, die Menschen aufzusuchen. Und wenn er sie aufsucht, tut er, was nötig ist. Und offenbar hat er dabei Privilegierte, Bevorzugte: die, die uns am weitesten entfernt scheinen. Und offenbar geschieht sehr Verschiedenes, wenn Gott einem Menschen nahe kommt: Kranke werden gesund, Hungrige gespeist, Gebeugte aufgerichtet, Kinder gesegnet. Wort und Tat, Diakonie und Evangelisation tanzen im missionarischen Wechselschritt. Denn zugleich ist es immer Gottes Sehnsucht, dass bei all diesem Verschiedenen eines auf jeden Fall geschehe: dass Menschen wieder Vertrauen zu ihm fassen und seine Liebe erwidern.

In theologischer Sprache könnte ich das auch so formulieren: Mission geht nicht ohne Inkarnation. Jedenfalls wenn es um die Mission Gottes geht. Mission geht nicht ohne Inkarnation, das bedeutet: So wie das Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte (Joh 1,14), muss die Mission der Gemeinde Jesu „Fleisch“ werden und zu den Menschen hingehen, soziale und kulturelle Grenzen überschreiten und in jedes Milieu einwandern. Auch in einen postsozialistischen Kontext. Darum:

2. MISSION IMPOSSIBLE? ZUR LAGE IN OSTDEUTSCHLAND

Mission geschieht nie ohne ihren Kontext: In jedem Kontext wird die Mission Gottes ihre eigene Gestalt annehmen. Darum müssen wir uns jetzt den ostdeutschen Kontext als Spezialfall ansehen. Und er ist auch in Mittel- und Osteuropa, vielleicht gemeinsam mit Tschechien ein Spezialfall hochgradiger Entchristianierung.¹³

2.1 WIR KÖNNTEN LANGE ÜBER ZAHLEN SPRECHEN

Für die Mission der Kirche ist die stabile Konfessionslosigkeit in Deutschland sicher eine der größten Herausforderungen: „Damit wurden und sind die Menschen gemeint, die seit drei oder vier Jahrzehnten keiner Kirche angehören und ,vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben.' Im Osten Deutschlands sind das 70-75% der Bevölkerung, als etwa 10-12 Millionen Menschen, im Westen sind es 25-30%, also etwa 15 Millionen Menschen.“¹⁴ Natürlich

¹³ Vgl. Karl Gabriel u.a.: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost. Ostfildern 2003 (Gott nach dem Kommunismus).

¹⁴ Hartmut Bärend: Kirche mit Zukunft. Impulse für eine missionarische Volkskirche. Gießen 2006, 43.



sind Zahlen immer dazu geeignet, Eindruck zu machen. Hatte die Pommersche Evangelische Kirche 1959 noch 700.000 Mitglieder, so gehören jetzt nur noch etwa 100.000 Menschen zur evangelischen Kirche, das sind etwa 20% der Bevölkerung. Die katholische Kirche ist traditionell eher klein im Nordosten, die Freikirchen und Sondergemeinschaften spielen keine große Rolle. Sie haben es mit ihrer Mission eher noch schwerer, denn der Pommer wird sich, wenn er es überhaupt einmal mit der Religion versucht, lieber mit der traditionellen Kirche als mit ihm obskur erscheinenden Gemeinschaften einlassen. Wir könnten auch über die Alterszusammensetzung der Pommerschen Kirche sprechen und uns anschauen, dass der Altersdurchschnitt noch höher ist als in der insgesamt alternden Gesellschaft. Er liegt bei den über 60jährigen, während der Anteil der Kinder und Jugendlichen gering ist. Die Zahlen zeigen eine kleine Kirche in der Minderheit. Übrigens eine Kirche, die immer noch schrumpft, aber weniger durch Austritte als durch Migration gen Westen und durch die Alterung ihrer Mitglieder. Es ist wie seit einem Menschenleben: Viele gehen, gerade die, die begabter und flinker mit der Zunge sind. Vom „brain drain“ ist die Rede, vom Verlust der Eliten. Eine kleine Kirche in der Minderheit. Wenn sich Volkskirchen dadurch auszeichnen, dass es für die meisten im Volk normal ist, zur Kirche zu gehören – wie intensiv auch immer –, dann ist unsere Kirche sicher keine Volkskirche mehr. Wir könnten lange über Zahlen sprechen, blieben dabei aber an der Oberfläche des Problems.

2.2 WIR KÖNNTEN LANGE ÜBER DIE GESCHICHTE SPRECHEN

Auch das ist zweifelsfrei wesentlich. Unser Nachdenken über die Geschichte dürfte aber nicht erst mit der DDR beginnen.¹⁵ Es müsste weiter zurückgehen und die Dürre der kirchlichen Landschaft im Nordosten über die letzten 200 Jahre zurückverfolgen.

Der Rügische Pfarrer Wittenberg aus Swantow stellte 1893 bereits in einer kleinen Studie¹⁶ fest, dass der Pommer nicht nur im Allgemeinen schwerfällig sei und allem Neuen misstrauisch gegenüberstehe¹⁷, sondern auch dem christlichen Glauben „höchst gleichgültig gegenüber“¹⁸ stehe. Der Gottesdienstbesuch liege eher bei 3 als bei 6%¹⁹ und es werde auch nur, soweit unvermeidlich die kirchliche Sitte befolgt, also die Kinder getauft, die Paare getraut und die Toten bestattet.²⁰ Die religiöse Unterweisung der Kinder falle nahezu vollständig aus.²¹ Pommern sei – so Wittenberg anno 1893 – ein „geistliches Totenfeld.“²²

¹⁵ Die tiefen historischen Wurzeln zeigen etwa Helmut Geller, Karl Gabriel u.a. in ihrem Beitrag: „Die Kirchen in der DDR vor und nach der Wende“ auf. In: Karl Gabriel u.a.: Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost. Ostfildern 2003, 325-336 (P. M. Zulehner u.a. [Hg.]: Gott nach dem Kommunismus).

¹⁶ H. Wittenberg: Die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen. Leipzig 21894.

¹⁷ A.a.O., 47.

¹⁸ A.a.O., 67.

¹⁹ A.a.O., 59.

²⁰ A.a.O., 70.

²¹ A.a.O., 67.

²² A.a.O., 70f.: „Wohin man hier auf religiösem Gebiet auch kommen mag, überall Gleichgültigkeit, und gerade sie ist das schlimmste Übel von allen. Gelingt es nicht, ein Mittel zu ihrer Beseitigung zu

Unser Teil von Pommern war nie eine blühende geistliche Landschaft. Erweckung fand hier höchstens lokal statt. Nach den schmerzhaften Einschnitten nach 1945 gab es eine gewisse geistliche Belebung in Vorpommern durch den Zustrom von Hinterpommern, die in vielen Kirchengemeinden nach ihrer Flucht zu tragenden kerngemeindlichen Gruppen wurden.

Der Erfolg der DDR-Propaganda hatte etwas mit einem Boden zu tun, der durch religiöse Indifferenz und kirchliche Abstinenz gut vorbereitet war. Neu aber ist die überindividuelle Verankerung des Atheismus: Nicht nur Einzelne sind konfessionslos geprägt, sondern weite Teile der öffentlichen Kultur, des Bildungswesens, der zivilgesellschaftlichen Orte.²³

Zur Geschichte gehört dann aber die Marginalisierung der Christen durch das SED-Regime. Die kirchenfeindliche Politik der herrschenden Partei griff genau da an, wo es weh tat: in der Bildung und in der Lebensbegleitung. In der Bildung durch den Kampf gegen Religionsunterricht und Jugendarbeit. Bildung bedeutete aber auch, ganz allmählich ein atheisches Weltbild als wissenschaftliche Weltanschauung in Köpfe und Herzen der Kinder und Jugendlichen zu pflanzen. Diese Saat ging auf und zeigt sich bis heute in tiefen Grundüberzeugungen vieler Menschen. Und in der Lebensbegleitung schuf sich der sozialistische Staat seine eigenen Kasualien: Die Kirche verlor die Hoheit über die Deutung der großen Lebenswenden und die Begleitung der Menschen zwischen Wiege und Bahre, weil nun der Staat Namen weihen, Jugendliche zu sozialistischen Erwachsenen machen und Menschen auch mehr oder weniger tröstend aus diesem Leben verabschieden konnte. Bildung und Lebensbegleitung wurden der Kirche genommen, die Menschen dem Christentum von Generation zu Generation entwöhnt. Dazu kamen Druck, Diskriminierung und Benachteiligung. Es wurde teuer, ein Christenmensch zu bleiben. Sozialistische Städte entstanden, deren Bild nicht mehr von Kirchtürmen gestört werden sollten. Manche Kirchtürme in den alten Städten mussten weichen, wurden einfach gesprengt wie die Leipziger Universitätskirche. Ländliches Leben wurde industrialisiert, die kirchlich durchformte bäuerliche Kultur endgültig durch sozialistische Produktionsgenossenschaften ersetzt.

Geschichte – das müsste erzählt werden als Familiengeschichte: vom Großvater, der noch konfirmiert war, dann aber austrat, vom Vater, der schon nicht mehr getauft wurde, vom Kind, das es schon als normal erlebte, nicht zur Kirche zu gehören. Der Sprachverlust ist nicht zu unterschätzen. Der Großvater kannte noch das christliche ABC, gab es dem Vater aber nicht mehr weiter. Subversive Großmütter taten es zuweilen dennoch. Die meisten Väter aber hatten nichts mehr weiterzugeben. Kinder erlernten nicht mehr die Sprache, mit der sie glauben hätten lernen können.

Die Wende 1989 brachte keine Wende. Die erhoffte Erneuerung und Belebung blieb aus. Die Menschen kehrten nicht in Scharen zurück, im Gegenteil, die Kirche schrumpfte weiter.

finden und anzuwenden, so bleibt Neuvorpommern und Rügen ewig, was es jetzt ist, ein geistliches Totenfeld.“

²³ So bereits Ehrhart Neubert: Konfessionslose in Ostdeutschland. Folgen verinnerlichter Unterdrückung. In: PTh 87 (1998), 368-379.

Werden die Menschen nicht immer religiöser, reden wir nicht schon der Rückkehr der Religion und der Re-Spiritualisierung der Menschen? Schon, aber nicht hier.

2.3 TATSACHE IST: DIE MEHRHEIT DER MENSCHEN STEHT DEM GLAUBEN FERN

Nicht umsonst sagt Bischof Noack in Magdeburg immer wieder: „Macht euch nichts vor. Wir Ossi sind immun gegen Religion.“ Die ostdeutsche Spielart der Konfessionslosigkeit hat sich allen Hoffnungen zum Trotz stabil in der Biographie vieler Ostdeutscher verankert. „Ostdeutschland ist so areligiös, wie Bayern katholisch ist“, formuliert es der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee.²⁴ Er beschreibt die religiöse Immunität: „Ostdeutsche fahren auch nicht zum Dalai Lama.“²⁵

Es hat sich in 50 Jahren eine neue Normalität eingebürgert.²⁶ War es zuvor normal, in irgendeiner Weise zur Kirche zu gehören, so ist nun genau das Gegenteil normal, unhinterfragt, das Mehrheitsmodell, mit dem Menschen im Osten aufwachsen und leben. Diese Konfessionslosigkeit geht einher mit einem tiefsitzenden, wenn auch nicht aggressiven Atheismus. Dieser Atheismus geht einher mit einem Verlust an religiösem Wissen und religiöser Sprache. Und dies wiederum geht einher mit einer weitreichenden Indifferenz gegenüber der gesamten religiösen Deutung des Lebens, also auch den Angeboten der Kirche. Um die weiß man, aber sie gehen den durchschnittlichen Ostdeutschen nichts an.²⁷ „Wissen Sie, ich bin nicht religiös“, sagte eine Zugschaffnerin, als sie auf ein kirchliches Thema angesprochen wurde. Das ist normal. Kirchlichkeit ist anormal. Hinsichtlich dieser konfessionslosen Mitmenschen, etwa in den Plattenbausiedlungen unserer Städte oder in den strukturschwachen ländlichen Räumen, sagt der Erfurter Bischof Wanke: „Einen konfessionslosen Thüringer zum Christen werden zu lassen scheint mir bedeutsamer, zumindest schwieriger, als einen animistischen Afrikaner zu taufen.“²⁸

Die Lage der Gemeinden ist dem gegenüber diffus. Manche mühen sich um die missionarische Grenzüberschreitung und erleben, wie schwer das ist, schon weil die Wirklichkeiten sprachlich so unterschiedlich konstruiert werden. Andere sind gegenüber der Öffnung nach außen skeptisch. „Wir verstehen uns als Bekenntnisgemeinschaft“, sagte mir ein Pfarrer, der der Mission ablehnend gegenübersteht. Bekenntnisgemeinschaft: Das sind die, die es sich

²⁴ A.a.O., 69.

²⁵ Eberhard Tiefensee: Chancen und Grenzen von „Mission“ - im Hinblick auf die konfessionelle Situation in den neuen Bundesländern. In: M. Bartels und M. Reppenhagen (Hg.): Gemeindepflanzung - ein Modell für die Kirche der Zukunft? Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG 4), 68-85, 70.

²⁶ Vgl. Wolfgang Pittkowski: Konfessionslose in Deutschland. In: W. Huber u.a. (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2006, 89-110, 89.

²⁷ Eberhard Tiefensee: Chancen und Grenzen von „Mission“ - im Hinblick auf die konfessionelle Situation in den neuen Bundesländern. In: M. Bartels und M. Reppenhagen (Hg.): Gemeindepflanzung - ein Modell für die Kirche der Zukunft? Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG 4), 79.

²⁸ Joachim Wanke: Missionarische Herausforderungen im gesellschaftlichen Kontext Deutschlands - Perspektive Ostdeutschland. In: EMW u.a. (Hg.): Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene. Hamburg 1999, 138.

früher schon einiges haben kosten lassen, dem Glauben treu zu bleiben. Die manches erduldet haben. Wollen wir wirklich den ehemaligen Parteisekretär, die Lehrerin aus der Oberschule und den spitzelnden Nachbar in der Kirchenbank neben uns sehen? Wer meint, die Antwort sei einfach, unterschätzt die Kränkungen aus der Zeit der Diktatur. Gleichwohl frage ich: „Sind Gemeindeglieder offen für neue Menschen, die ... gewonnen werden? Sind sie bereit, Fremde aufzunehmen und ihnen weiten Raum zu geben? Sind die Gemeinden bereit, lang erprobte und tief vertraute liturgische Vollzüge in Frage zu stellen, um die zu erreichen, die mit derart hochschwelligem Angeboten nichts mehr anzufangen wissen?“²⁹

Hinzu kommen die Schwächungen der Gemeinden, denen vielfach die Puste ausgeht. Strukturereformen ermüden, weil sie in der Regel bedeuten, dass es schwieriger wird, weil die Zahlen schrumpfen und Geld wie Kraft nicht reichen. Das Ringen um Fusionen und das drohende Aus für die eigene Kirche im Dorf binden die Kräfte und machen mürbe. Der Blick ruht eher auf der Bewahrung des Vorhandenen als auf dem Aufbruch zu denen draußen.

Vor einigen Monaten sendete der NDR einen Film über einen unserer pommerschen Pfarrer an der polnischen Grenze: „Der Herr der 13 Türme“.³⁰ Das ist für viele der Normalfall: kleine und kleinste Gottesdienste, überwiegend ältere Menschen, hier und da ein paar Kinder, kaum Männer, kaum Menschen zwischen 30 und 60. Dafür um so mehr Kirchgebäude, in denen Gottesdienste gefeiert werden sollen: „Der Herr der 13 Türme“. Dazu ein Alleinunterhalter, der das, was noch geschieht, schon selbst in die Hand nehmen muss, also in einer Person Liturg und Prediger, Chorleiter, Organist, Jugenddiakon, Baumeister, Seelsorger, Verwaltungschef und Christenlehrer ist. Beerdigungen hat er einige, Taufen und Trauungen kaum. Es ist eine arme Gegend, dort in der Uckermark. Wer kann, geht weg. Wer bleibt, tut es, weil er muss.

Man braucht also schon ein wenig Mut, um an die polnische Grenze zu reisen, dem Gemeindegliederkirchenrat und dem jungen Pfarrer ins Gesicht zu schauen und dann zu sagen: Es geht um Mission, Aufbruch, Wachstum! Mut braucht man, oder den Humor des Glaubens, wie ihn der Magdeburger Bischof Noack hat, wenn er sagt: „Wir müssen fröhlich kleiner werden und doch wachsen wollen.“ Das heißt doch: Wir müssen an vielen Stellen Gemeindeabbau hinnehmen und gestalten, miteinander trauern und in das Sterben des Vertrauten einwilligen. Aber zugleich sollen wir aufbrechen, Neues wagen und nicht aufgeben wachsen zu wollen.

Wie aber könnten wir uns einbilden, diese missionarische Herausforderung sei leicht, schnell oder gar mit geringen Mitteln zu bewältigen?

- Wie erreichen wir also die alt gewordenen, irgendwann aus der Kirche ausgetretenen Ex-Kirchenmitglieder?

²⁹ Hartmut Bärend: Kirche mit Zukunft. Impulse für eine missionarische Volkskirche. Gießen 2006, 50.

³⁰ NDR-Nordreportage: *Herr der 13 Türme - Der Landpfarrer vom Randowtal*. Sendetermin: Montag, 25. Februar 2008, 18.15 Uhr im NDR Fernsehen.



- Wie erreichen wir die DDR-sozialisierten Menschen der mittleren Generation?
- Und wie erreichen wir die im weltanschaulich-religiösen Niemandsland aufwachsenden Jüngeren?
- Wie werden wir wieder so in der Öffentlichkeit präsent, dass wir wahrgenommen und für respektabel gehalten werden?

Dabei soll nicht geleugnet und schlecht geredet werden, was es an guten Ansätzen gibt. Das wäre dann die selbst verordnete Depression. Ohne Frage gibt es kleinere und größere Erfolgsgeschichten. Wir ahnen mindestens, wo Chancen der Zukunft liegen. Gibt es missionarisch inspirierte Menschen, so zeitigt auch die normale, alltägliche und allsonntägliche Gemeindegemeinschaft missionarische Wirkungen. Die Gründung evangelischer Schulen ist eine besondere Chance, gerade im Bildungsbereich neue Präsenz zu zeigen und Vertrauen zu erwerben. Weiterhin: Der Einsatz für den Erhalt der Dorfkirche bindet manchen mindestens wieder an das Gebäude, in dem der Glaube bezeugt wird. Und einer evangelisch geprägten Pflegeeinrichtung für demente Menschen zu begegnen und sie eben doch als „etwas anders“ zu erleben, kann nachdenklich stimmen. Das sind wichtige Ansätze.

Es gäbe noch mehr solcher Chancen, wenn Diakonie und Bildungsträger, evangelistisch Bewegte und an Kasualien Interessierte sich als Zeugnisgemeinschaft verstünden, also als konzertierte Aktion, konfessionslose Menschen für Christus gewinnen zu wollen. Ehrhart Neubert fragt z.B. kritisch: „Aber zu untersuchen wäre eben, ob nicht ein erheblicher Teil der kirchlichen Mitarbeiter und Funktionäre im Osten theologisch derart geprägt ist, dass es ihnen schwer fällt, Mission an Konfessionslosen als die eigentliche große Herausforderung zu sehen.“³¹ Da liegt ein massives Problem: Mancherorts können wir nicht nur nicht, sondern wollen es auch gar nicht.

Zur Komplexität gehört dann aber auch, dass wir noch sehr viel mehr missionarische Phantasie brauchen, um plurale missionarische Modelle für konfessionslose Kontexte zu entwickeln, eben für die alt gewordenen Ex-Kirchenmitglieder, für die DDR-sozialisierten Erwachsenen, für die im weltanschaulich-religiösen Niemandsland Aufwachsenden, für die bildungsfernen ländlichen Jugendlichen, für die gläubig-atheistischen Eliten usw. Hier ist noch sehr viel an Hausaufgaben zu machen.

ZWISCHENSPIEL: HEBR 10,35F

Diesen Vortrag schrieb ich parallel zur Sonntagspredigt zum vergangenen Sonntag, dem 16. Sonntag nach Trinitatis. Die aufgegebene Perikope aus Hebr 10,35-39 half mir, die wie wilde Hunde umherspringenden dunklen Gedanken zur Lage der Kirche zurückzupfeifen.

³¹ Ehrhart Neubert: Konfessionslose in Ostdeutschland. Folgen verinnerlichter Unterdrückung. In: PTh 87 (1998), 377.



„Darum werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Geduld aber habt ihr nötig, damit ihr den Willen Gottes tut und das Verheißene empfangt.“

Glaube erscheint hier in der Doppelgestalt von Vertrauen und Geduld. Beides ist nötig, wenn wir an die Mission der Kirche im Osten denken:

- Vertrauen, dass die Mission Gottes auch bei uns keineswegs aufgekündigt ist. Er selbst wirkt schon an Menschen. Vertrauen, dass wir dazu auch neue Wege gehen müssen. Neue missionarische Wege, auch neue Formen von Gemeinde, wenn wir wie hier in Rotensee nahezu bei 0 wieder anfangen.
- Und Geduld: Geduld, dass es dicke Bretter sind, die wir bohren sollen. Geduld bedeutet: darunter bleiben und nicht weglaufen.

Vertrauen und Geduld stehen unter der Verheißung Gottes: Er wird uns nicht im Stich lassen. Wir sollen das Verheißene empfangen. Dazu gehört auch die Erfahrung, dass Menschen Jünger Christi werden, getauft und gelehrt im Evangelium. Damit komme ich zu meinem letzten Abschnitt:

3. MISSION IN POMMERN: GRUNDZÜGE PLURALER MISSION IN POSTSOZIALISTISCHER ZEIT

Bischof Abromeit sagt zu Recht: „Wir leben in einer Situation, die uns missionarisch fordert.“³² Mission in Pommern hat längst angefangen. Sie geschieht vielfältig in Gemeinden, die sich um Kontakt in Dorf und Stadt mühen, Öffentlichkeit wiedergewinnen, ihre Kirchen öffnen und den Kontakt zu Distanzierten und Konfessionslosen suchen. Pluralität ist dabei nicht das Problem, solange sie auf die gemeinsame Mission ausgerichtet ist. Dann ist sie nicht Problem, sondern Stärke, ja Notwendigkeit, um möglichst viele zu erreichen. Anders gesagt: Schon weil es den Konfessionslosen nicht gibt, ist Pluralität unabdingbar. Wir empfinden manches als nicht zusammengehörig und spannungsvoll, weil solche Pluralität „anstrengend“ sein kann, ist sie aber missionarisch, dann dienen auch die sehr unterschiedlichen Bemühungen der einen Mission Gottes. Hier bedürfen wir eben einer missionarisch ausgerichteten Pluralitätskompetenz.

Nehmen wir nur als Beispiel die Arbeit mit Kindern und Jugendliche. Im Osten nehmen weit mehr Kinder und Jugendliche am Religionsunterricht teil, als wir Kirchenmitglieder in diesem Alter haben. In Greifswald erreicht ein missionarischer Jugendgottesdienst monatlich fast 200 Jugendliche, auch konfessionslose. In Stralsund arbeitet im Plattenbaugebiet Grünhufe eine Jugendkirche mit einer Mischung aus sozialdiakonischer und evangelistischer Jugendar-

³² Hans-Jürgen Abromeit: Wahrnehmungen aus dem Bischofsamt in Ostdeutschland. In: LVK-Forum 3/2002, 26-30, hier: 27.



beit. In den Kirchenkreisen Stralsund und Demmin werden immer mehr Jugendliche durch eine Konfirmandenarbeit erreicht, der den Unterricht auf Freizeitcamps ausrichtet.

Auch spezielle missionarische Aktionen zeigen Wirkung. Es ist nicht wahr, dass diese Aktionen, die zum Teil schon seit längerem auch im Westen Deutschlands erprobt wurden, im Osten gar nichts bewirken können. In Loitz fand mit ungewöhnlich hoher Wirkung die Aktion „Neu anfangen“ statt: flächendeckend wurden die Menschen in der Region angerufen. Ihnen wurde ein Buch mit Glaubenszeugnissen aus der Region angeboten. Nahmen sie an, wurde ihnen dieses Buch ins Haus gebracht. Dabei wurden sie auch zu einer Reihe von Gesprächsabenden eingeladen. Zu sogenannten „Frühstückstreffen für Frauen“ kommen zweimal jährlich gut 200 Frauen in die Greifswalder Mensa, darunter viele ohne Konfession, frühstücken miteinander und hören einen Vortrag zu einem aktuellen Thema aus christlicher Perspektive. An mehreren Orten locken neue Gottesdienstformen mit kleinen Theaterstücken, moderner Musik und einer thematisch orientierten Predigt, sogenannte „Gottesdienste für Suchende“ Menschen in die Kirchen. Und nicht zuletzt machen mehrere Gemeinden sehr gute Erfahrungen mit missionarischen Glaubenskursen: eine meist auf 6-7 Wochen befristete Einführung in die Grundlagen des christlichen Glaubens mit Gesprächsangeboten. Es sind also unter dem Strich niedrigschwellige und befristete Angebote, die hier zu nennen sind. Sie setzen oft bei Lebensfragen an und beleuchten sie aus christlicher Perspektive. Sie setzen weder Wissen noch Frömmigkeit voraus. Sie haben meist einen sehr gastfreundlichen Rahmen. Sie ermöglichen erste Erfahrungen und laden zum Weitersuchen ein. Sie erreichen manchen durch gute Öffentlichkeitsarbeit. Sie erreichen mehr Menschen durch persönliche Kontakte: der Pfarrer kann manchen einladen, wenn er als vertrauenswürdige Person in Dorf oder Stadt bekannt ist. Mehr noch können Gemeindeglieder andere einladen, wenn Kontakte mit etwas Tiefe entstanden sind und kirchenferne Menschen nicht den Verdacht haben müssen, es ginge den Christen mehr um den Missionserfolg als um sie. Geht es gut, bauen solche Aktionen Brücken in das weitere Gemeindeleben – auch wenn dies oft ihr Problem ist, denn das weitere Gemeindeleben ist oft nicht auf Distanzierte und Konfessionslose eingestellt. Hier sind weitere Schritte nötig: Es ist ein langer Weg zum Glauben!

An manchen Stellen muss es ganz neu beginnen. Wir sehen ganze Areale, die schwer zu erreichen sind. Es gehört auch zu den Spätwirkungen des Sozialismus, dass er „Städte ohne Gott“ schaffen wollte und wir heute besonders in den Plattenbaugebieten Pommerns den Erfolg dieser Absicht zu spüren bekommen: hier kann die Zahl der Kirchenmitglieder eben auch bei 10% und weniger liegen. In Bergen-Rotensee kommt hinzu, dass die, die noch zur Kirche gehören, zur Gemeinde fast keinen Kontakt haben und – umgekehrt betrachtet – in der Kerngemeinde auch unbekannt sind. Kirchliches Leben in Rotensee existierte nicht mehr. Von Mission konnte erst recht nicht die Rede sein. Hier kann nur neu angesetzt werden. Aus der Anglikanischen Kirche haben wir sehr viel über „Church Planting“, das Pflanzen von missionarischen Gemeinden in unerreichten Gebieten gelernt. Das war und ist nun unsere Absicht auch in Bergen: um einen jungen Pastor herum, der sich um Kontakte zu sozialen Einrichtungen, Schulen, Vereinen, vor allem zu einzelnen Menschen müht, der also selbst im Plattenbau wohnt, soll sich Gemeinde neu sammeln. Diakonische Zuwendung und evangelis-

tische Bemühung müssen dabei Hand in Hand gehen. Uns ist es auch wichtig, dass mitten in Rotensee Gottesdienst stattfindet; wir erwarten viel von Wort und Sakrament, von Gebet und Lobgesang, auch wenn es die Menschen vielleicht zunächst gar nicht bemerken.

Damit ist die Vorstellung einer pluralen Mission schon etwas „bebildert“. Wir möchten aber weiter gehen.

Darum ist hier auch der sogenannte Pommersche Perspektivplan (2005) zu erwähnen, den eine Arbeitsgruppe unter Leitung von Bischof Abromeit erarbeitet hat.³³ Hier wird der missionarische Auftrag durchbuchstabiert. Dabei fällt vor allem auf, dass Mission und Lebenswelt miteinander verknüpft werden. Menschen sollen in den Hochzeiten und an den Tiefpunkten ihres Lebens angesprochen werden und spüren: Die Gemeinde und ihre Botschaft helfen mir, mit meinem Leben klar zu kommen. Und dann können sie auch entdecken: Das Evangelium ist noch viel mehr; es erschließt mir eine neue Welt unter dem Horizont der Liebe Gottes. Ich glaube, dass wir da weiterfragen müssen. Ich nenne nur drei Beispiele: (1) Der Pommersche Perspektivplan fordert dazu auf, angesichts hoher Arbeitslosigkeit über den Sinn menschlicher Arbeit nachzudenken und Menschen auch sinnvolle Aufgaben anzubieten. (2) Der Pommersche Perspektivplan erkennt unsere Region als Tourismus- und Gesundheitsregion. Wie begegnen wir missionarisch denen, die hier nach Wellness streben? Und (3) Der Pommersche Perspektivplan sieht auf die wechselhafte Geschichte Pommerns als der alten oder neuen Heimat und regt an, mit denen, die hier leben, die oft schmerzhafteste Geschichte des 20. Jahrhunderts anzuschauen, sie zu erzählen und in vielerlei Hinsicht nach Versöhnung zu suchen. Arbeit, Gesundheit und der Blick auf die Geschichte sind solche Anknüpfungspunkte für die Mission, die Grenzen überschreitet.

Vielleicht erscheint Ihnen nun plurale Mission im postsozialistischen Kontext eher als etwas zu bunte und unübersichtliche Ansammlung von Einzelmaßnahmen. Darum schließe ich mit fünf grundsätzlichen „Notwendigkeiten“: Was ist nötig, damit plurale Mission im postsozialistischen Kontext gelingt?

Erstens: Wir brauchen Menschen, die gerne und mit Freude glauben und andere daran teilhaben lassen möchten. Methoden und Veranstaltungen führen zu nichts, wenn nicht in der Gemeinde selbst die Freude am Glauben erneuert und immer wieder belebt wird. Dass wir gerne zusammenkommen, fröhlich singen, miteinander lachen und weinen, uns im Gebet üben und sprachfähig werden für unseren Glauben, das ist die innere, verborgene Basis einer erneuerten Mission. Die Verkündigung des Evangeliums muss also uns selbst neu erreichen. Mission geht nicht nur von innen nach außen, so dass wir anderen etwas zu geben hätten. Wir selbst bleiben Adressaten der Mission Gottes, der sich um uns müht und unser Herz gewinnen will. Dass unser Glaube kein Auslaufmodell ist und auch nicht schamhaft ver-

³³ Vgl. Pommersche Evangelische Kirche: Leben in Gottes Gegenwart. Perspektiven für die Pommersche Evangelische Kirche. Ergebnisse des Leitbildprozesses von 2002 bis 2005. Greifswald 2005.

schiegen werden sollte, soll uns neu ermutigen. Geistliche Erneuerung beginnt bei uns selbst.

Zweitens: Es geht uns weniger um bestimmte Modelle, Projekte und Veranstaltungen. Veranstaltungen scheitern, wenn sie nicht in einer veränderten Gemeinkultur³⁴ verankert sind. Wir brauchen also eine gastfreundliche, einladende, sich öffnende Gemeinkultur. Bei der Kultur der Gemeinde geht es um unser „Wir-Gefühl“: Wer sind wir? Wie gehen wir miteinander und mit Fremden um? Wie feiern wir? Was ist uns wichtig? Die Kultur der Gemeinde spiegelt ihren Charakter wider. Man kann dann etwa sagen, man sei für jedermann offen, aber das Leben der Gemeinde spricht eine deutlich andere Sprache. Wir behaupten Offenheit und Gastfreiheit, aber unsere Liturgien versteht kein Fremder, für unsere Abläufe gibt es keine Fahrpläne. Der unerwartete Gottesdienstbesucher steht beim Kirchenkaffee allein in der Ecke. In der Kirche ist es kalt. Für Kinder gibt es Aufbewahrung mit Uraltspielzeug. Ich überzeichne um deutlich zu machen: Es muss unsere innerste Überzeugung werden, dass wir als Gemeinde ein Gasthaus werden wollen, dann macht es auch Sinn, Missionarisches zu veranstalten. Andernfalls spürt der Fremde das Unechte und ist verstimmt. Kultur wird vom Gast „erfühlt“, oft schon beim Betreten unserer Räume! Kultur aber ist sehr viel schwerer zu verändern als Organisation. Was manche im Sozialismus erlernten, muss teilweise verlernt werden: nämlich der Rückzug in die Nische, die Trennung von uns drinnen und denen draußen. Für unsere Geheimsprachen, die wir miteinander sprechen, müssen wir erst sensibel werden. Unser Gemeindehaus müssen wir mit den Augen möglicher Gäste sehen lernen. Und vieles mehr: Wir brauchen eine gastfreundliche Kultur in unseren Gemeinden. Dann kann die Sehnsucht nach der verloren gegangenen Gemeinschaft und dem Zusammenhalt bei etlichen Ostdeutschen eine Türe sein zur Gemeinde und zum Glauben.³⁵

Drittens: Wir brauchen eine missionarische Hermeneutik für Verkündigung und Glaubenszeugnis. Bislang haben wir den postsozialistischen Kontext theologisch noch nicht ausreichend durchdrungen. Unsere Theologie befasst sich zwar mit Anteilen der Kultur, die noch christlich oder religiös durchtränkt sind, nicht aber ausreichend mit einer Kultur, die das Christliche vergessen hat und Religion für überflüssig hält. Sie ist nicht geschickt genug, die Lebensfragen real postsozialistischer Zeitgenossen aufzusuchen und in ein frisches Verhältnis zu unserer Botschaft zu setzen. Was glaubt, wer nichts glaubt? Welche Vorurteile sind kritisch zu bearbeiten? Für welche Aspekte des Glaubens ist der postsozialistische Zeitgenosse unter Umständen aufgeschlossen? Wir dürfen Pfarrer nicht nur für die Betreuung vorhandener Gemeinden aus- und weiterbilden, sondern müssen ihnen helfen, Missionare zu sein, mindestens Missionsleiter in den Gemeinden.

³⁴ Vgl. Peter Böhlemann: *Wie die Kirche wachsen kann und was sie davon abhält*. Neukirchen-Vluyn 2006

³⁵ Maren Rinn: *Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland. Eine Analyse auf Grundlage empirischer Untersuchungen in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und Evangelischen Landeskirche Anhalts*. Hannover 2006, 50-52. Fundort am 20.2.2007: http://www.ekd.de/download/SI-Konfessionsloe_Ostdeutschland-korr2.pdf.

Viertens: Wir brauchen dann eine missionarische Hermeneutik in der Gemeinde. Ein Beispiel einer missionarischen Hermeneutik kommt aus dem lutherischen Kontext der USA. Pat Keifert hat in St. Paul die „Partnership for Missional Church“ entwickelt.³⁶ Bei der „Partnership for Missional Church“ tun sich 12-15 Gemeinden in einer Region für drei Jahre zusammen. Sie werden vom Institut „ChurchInnovation“ begleitet. Miteinander lernen sie besser als je für sich, und miteinander lernen sie zu entdecken, wo Gott in ihrem Kontext schon längst wirkt. Damit wird deutlich: Es werden keine Patentrezepte verkauft. Mission ist plural, weil Gott mit jedem Ort und jeder Gemeinde seine Geschichte hat. Die gilt es zu entdecken. Wie? Nun, die Gemeinden werden vor allem zu zweierlei ertüchtigt: zum einen zum gemeinsamen Lesen von Bibeltexten, in denen es um die Sendung der Gemeinde geht. Und zum anderen zum Entdecken ihres Kontextes, vorzugsweise der Geschichten von Menschen in der Gemeinde und außerhalb der Gemeinde. Sie lesen in der Bibel und beten, und sie lesen in den Geschichten der Menschen am Ort und führen viele Gespräche. Aus der Verknüpfung dieser beiden Leseprozesse soll deutlich werden: Wo wagen wir etwas Neues? Was sollen wir an unserem Ort tun, um an Gottes Mission mitzuwirken? Dass sich wiederum diakonisches Tun und evangelistisches Zeugnis eng verknüpfen, wird Sie jetzt nicht mehr überraschen. Eine missionarische Hermeneutik aber wird geistliche Prozesse in Gang bringen, das Hören auf die Bibel erneuern, also nach oben schauen, aus der Gemeinde, also von unten her erwachsen und zu pluralen missionarischen Strategien führen.

Fünftens: Wir brauchen eine Erneuerung des Taufkatechumenats. Damit meine ich: Angebote, den christlichen Glauben kennen zu lernen, die zugleich die seelsorgliche Komponente des altkirchlichen Katechumenats aufgreifen, indem sie Leben und Glauben verknüpfen und zu Anfängen im Glauben bis hin zur Taufe und Kirchenmitgliedschaft ermuntern. Wenn die Normalbiographie zur Wahlbiographie wird, reicht es nicht, den klassischen Weg von der Säuglingstaufe bis zur Bestattung anzubieten. Wir brauchen ein neues Katechumenat für Erwachsene. Glaubenskurse sollten in Kirchengemeinden darum so normal und selbstverständlich werden wie jetzt schon der Konfirmandenunterricht. In diese Richtung muss es gehen. Der Emmaus-Kurs ist ein gutes Beispiel für einen Glaubenskurs als Taufkatechumenat³⁷: Er führt durch die Grundfragen christlichen Lehrens und Lebens und zeigt, wie Anfänge im Glauben aussehen können. Er stellt den Suchenden Paten an die Seite, die sie begleiten. Er bietet nicht lange Vorträge, sondern kurze Impulse und viel Raum zum eigenen Entdecken des Glaubens in Gespräch und Bibellesen. Wir brauchen ein solches Taufkatechumenat, denn im postsozialistischen Kontext kann die Mission nichts, aber auch nichts voraussetzen. Ein westdeutscher Professor empfahl uns: Ach, das ist doch nur vorübergehend. Bald ist es wieder normal, zur Kirche zu gehören. Singen Sie mit den Menschen einfach „Großer Gott, wir loben dich“; das kennen doch alle. Nein, kennen sie nicht. Sie kennen kein Vaterunser,

³⁶ Vgl. Patrick Keifert: *We are here now*. Eagle (Idaho) 2006.

³⁷ Vgl. Michael Herbst (Hg.): *Emmaus - Auf dem Weg des Glaubens*. Handbuch. Neukirchen-Vluyn 2006; Matthias Clausen, Ulf Harder und Michael Herbst: *Emmaus - Auf dem Weg des Glaubens*. Basiskurs 2.0. Neukirchen-Vluyn 2008.



wissen nicht, wer Jesus ist und schon gar nicht, wie sehr er für sie da ist. Darum brauchen wir eine Erneuerung des Taufkatechumenats.

Ich schließe mit der Erinnerung an Hebr 10: Nicht wir sind die ersten und letzten Missionare. Nicht wir erhalten Kirche und Christentum. Das hieße, von der Kirche im postsozialistischen Kontext denken, „etsi deus non daretur“, als ob es Gott nicht gäbe. Vertrauen und Geduld sollen wir darum nicht wegwerfen. Was Luther mit Vertrauen übersetzt, heißt im Griechischen „parrhesia“, Freimut, Recht der freien Rede. Zuerst also: Wir haben Zutritt zum Vater, das Recht der freien Rede vor Gott, um ihn zu bitten, seine Mission im postsozialistischen Kontext voranzubringen. Und dann Recht der freien Rede, von unserem Glauben fröhlich und frei zu sprechen, wo immer sich uns eine Tür auftut. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.